

Auf Erlebnistour durchs Oberfreiamt

Verschiedene Wanderrouten, ein Verpflegungspaket und ein Rätselspiel: Das Angebot am ersten Freiamter Wandertag begeisterte.

Melanie Köchli

Die Sonne strahlt, die Temperaturen sind angenehm und ein leichter Wind weht zwischen durch. Besseres Wetter hätte es am Sonntag für den ersten Freiamter Wandertag wohl nicht geben können. Der Anlass, der von den Naturfreunden Oberfreiamt organisiert wurde, fand in und um Benzenschwil statt – je nach Route, die die Wandernden gewählt haben.

«Wir wollten einen Anlass für die breite Bevölkerung durchführen», erklärte OK-Präsidentin Michèle Erne die Motivation für die Durchführung des Wandertags. Daher gebe es auch drei verschiedene Touren, die unterschiedlich lang seien. Die kürzeste Route war fünf Kilometer lang während die längste 18 Kilometer umfasste.

Bereits am Morgen um halb neun, kurz nach Beginn, herrschte reger Betrieb in der Turnhalle in Benzenschwil. Nach der Registrierung am Start erhielten alle Teilnehmende einen gefüllten Lunchsack mit Wurst und Getränk, damit man



Alleine oder in Gruppen: Der Freiamter Wandertag konnte ganz individuell verbracht werden.

sich unterwegs verpflegen konnte. Auch Veganerinnen und Veganer und auch die pelzigen Begleiter kamen auf ihre Kosten: Wer mit einem Hund auf Tour ging, konnte auch für ihn vor Ort eine kleine Verpflegung einpacken.

Wanderwege voller Erlebnisse und Rätsel

Ausgerüstet mit Essen und Trinken ging es dann auf die Wanderung. Die Wege waren regelmä-

sig mit Absperrband gekennzeichnet, das an Bäumen, Büschen oder Verkehrstafeln geknüpft wurde – schliesslich sollte niemand unterwegs verloren gehen. Auf allen Routen gab es ausserdem zwölf Rätselfragen zu finden, die auf einem Blatt beantwortet und am Ziel in eine Box eingeworfen werden konnten. Ausgelost wurde am Abend, nachdem alle Wanderinnen und Wanderer ihre Strecke absolviert hatten.



Mit ihrem Anlass wollen die Naturfreunde Oberfreiamt aufzeigen, wie schön es in dieser Region ist. Bild: Melanie Köchli

Die mittlere und grosse Route waren für wanderbegeisterte Männer und Frauen ausgelegt und führten auch in die benachbarten Gemeinden von Benzenschwil. Die kleine Route war kinderwagentauglich und damit für Familien mit Kindern gedacht. Oder für all jene, die gerne einen kleinen Sonntagsrundgang machen wollten.

Ein Teil des kurzen Weges führte zum Beispiel dem Benzenschwiler Kinderweg entlang

und vorbei an einer Kuhwiese. «Wir haben darauf geachtet, dass die Kinder unterwegs auch etwas erleben und sehen können», erläuterte Erne. Das sei mit diesem Weg auch gut gelungen, war sie überzeugt.

So schön ist die Natur im Freiamt

Egal ob die Teilnehmenden den kurzen oder den lange Wanderweg wählten: Der Anlass schien bereits bei der ersten Durchfüh-

rung gut angekommen zu sein. «Wir haben in den letzten paar Tagen noch viele Anmeldungen erhalten», sagte Erne. Das Wetter habe dabei sicherlich auch eine Rolle gespielt. Für den Anlass im Freiamt hatten sich die Naturfreunde Oberfreiamt von anderen Wandertagen inspirieren lassen.

Das Datum für den ersten Freiamter Wandertag sei bewusst gewählt worden, so Erne. So wollten die Veranstaltenden erreichen, dass möglichst viele Leute nach Benzenschwil kommen und unterwegs erkennen, wie schön das Freiamt eigentlich ist. Denn an den Wochenenden zuvor und danach fanden und waren im Freiamt bereits mehrere andere Anlässe geplant.

Die Schönheit der Region aufzuzeigen, das schien mit den drei verschiedenen Routen gelungen. Die Wanderwege führten durch Wälder, an Bächen und Feldern entlang. Mit diesem gelungenen Auftakt steht der Durchführung des zweiten vorgesehenen Freiamter Wandertags nichts im Wege.

«Manchmal hat das Spitalfahrzeug kein Benzin mehr»

Der Sarmenstorfer Dorfarzt Thomas Furrer und seine Frau Ruth leisten einen humanitären Einsatz.

Toni Widmer

Der Sarmenstorfer Arzt Thomas Furrer hat sich einen langjährigen Traum erfüllt. Zusammen mit Gattin Ruth ist er im August auf die Salomoneninsel Malaita gereist, um dort im Kilu'ufi Hospital für ein halbes Jahr einen humanitären Einsatz zu leisten. In der AZ berichten sie darüber, was sie auf der Insel zwischen Australien und Papua-Neuguinea erleben. Eines hat sie zu Beginn ihres Einsatzes sehr schockiert: «Die katastrophalen Zustände im Hospital», wie sie erzählen.

Wenn Furrer eine Ampulle öffnet, gibt's keine Scherben

Thomas Furrer sagt: «Die Gebäulichkeiten und die Mobilien sind in einem desolaten Zustand. Wenn etwas so kaputt ist, dass man es nicht mehr brauchen kann, wird der Schrott im Spitalgarten entsorgt.» Dass ein grosses Chaos herrsche, scheine niemanden zu stören: «Man wartet einfach darauf, dass im nächsten Jahr vielleicht ein neues Hospital gebaut wird.»

Bereits zwei Tage nach ihrer Ankunft haben Furrers mit der Arbeit begonnen. «Wir hatten den Eindruck, dass niemand so recht wusste, was sie mit uns anfangen sollten. Man ist sich hier nicht bewusst, dass man wesentliche Defizite hat», erzählen sie. Fehlende Medikamente oder fehlendes Personal würden mit stoischer Ruhe zur Kenntnis genommen.

Man habe es ihnen überlassen, wo und was sie im Hospital arbeiten möchten. Ruth war von der «Labour Ward», der Gebärdabteilung, beeindruckt und wur-

de dort als Helferin aufgenommen. «Doctor Thomas» mache morgens Visite auf der Männer-, Kinder- und Tuberkuloseabtei-

Freiamter Arzt in der Südsee

Teil 2

lung. Er arbeite auch im «Operation Theatre», dem Operationsaal, mit, wenn dies nötig sei, oder helfe auf der ambulanten Abteilung. Ihr Arbeitstag beginne damit, dass sie um 7.45 Uhr von einem Spitalfahrzeug abge-

holt würden – rein theoretisch. Denn auf der Insel gebe es kaum Uhren, und allgemein geschehe alles in «Solomon Time». Heisst: «Verspätungen sind üblich und ab und zu werden wir auch vergessen. Manchmal hat auch das Spitalfahrzeug kein Benzin mehr.» Bei der Arbeit sei vieles ungewohnt und häufig nur schwer zu akzeptieren. «Was uns viel Mühe macht, ist das ineffiziente und auch unzuverlässige Arbeiten der Ärzte. Patienten und Angehörige müssen hier stunden- und manchmal tagelang warten, bis jemand Zeit hat und das nötige Material oder die

Medikamente da sind», bedauern sie.

Der Austausch unter den Ärzten ist mangelhaft

Es werde hingenommen, wenn kein Spucknapf verfügbar sei und deshalb keine Tuberkulosestests möglich sind. Oder wenn keine Urintests gemacht werden können, weil es an Bechern mangelt. Ebenso klaglos hingenommen werde auch, dass das neue Röntgengerät nicht einsatzfähig sei, weil die Verbindung zum Computer fehle, oder dass nicht operiert werden könne, weil kein Personal zur Verfügung stehe.

Thomas Furrer muss sich damit begnügen, dass nur jene wenigen Blutanalysen möglich sind, die unter dem Mikroskop von den Mitarbeitenden gemacht werden können. Wie zuverlässig diese seien, sei unklar, sagt er. Seine Frau ergänzt: «Es scheint, als ob die Gebärabteilung die einzige Abteilung ist, die einigermaßen zuverlässig funktioniert. Das könnte an der gut ausgebildeten, leitenden Hebamme liegen.»

Schwierig für den Sarmenstorfer Arzt ist, dass sich die vorgehenden Ärzte (mit ihm insgesamt fünf) kaum austauschen.

«Jeder macht irgendetwas, ohne jedoch gegenseitig zu besprechen. Immerhin hat sich eingebürgert, dass ich bei der Visite nach meiner Meinung gefragt werde und diese auch geschätzt wird», sagt er.

Lepra-Patienten und massenhaft Tuberkulose

Die Krankheitsbilder der Menschen im Kilu'ufi Hospital würden sich wesentlich von jenen in der Schweiz unterscheiden. «Es gibt hier massenhaft Tuberkulose, vereinzelt auch Lepra und viele Diabetespatienten, die bereits schwere Komplikationen haben. Bei manchen ist die Amputation von Füssen und Beinen notwendig», nennt er einige Beispiele.

Generell gehe man hier erst zum Arzt, wenn die Krankheiten schon weit fortgeschritten und oftmals nicht mehr heilbar sind. Der Weg ins Spital sei weit und man versuche, sich erst mit Naturmethoden zu behandeln. So können Blinddarmentzündungen nach Tagen zu riesigen Bauchabszessen führen.

Für ihn sei es eine medizinische Herausforderung, sich mit Tropenkrankheiten wie Malaria zu beschäftigen, die er lediglich vom Studium her kenne. Dazu komme die erschwerte Kommunikation: «Weil wir (noch) wenig Pijin-Englisch verstehen, ist es schwierig, mit den Patienten zu kommunizieren. Da sind wir auf die Übersetzungen der Krankenschwestern angewiesen.»

Im nächsten und letzten Teil der Serie erzählen Ruth und Thomas Furrer, wie sie mit der Situation vor Ort umgehen und wie sie die Schicksale verarbeiten.



Der pensionierte Sarmenstorfer Hausarzt Thomas Furrer freut sich, dass seine Meinung im Hospital in Malaita geschätzt wird. Bild: zvg